

"Die Frau und der Sozialismus" [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **3 (1913)**

Heft 39

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640131>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

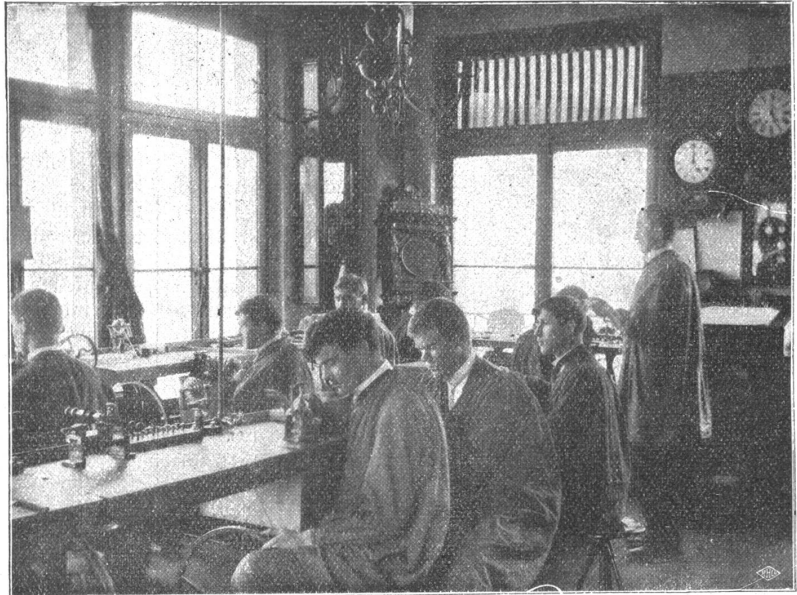
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

1911 auf 164,021,760 und im letzten Jahre auf 173,773,093 Franken. Die Ausfuhr war also im Jahre 1912 um 9,746,333 Franken höher als im Vorjahre. Zu dem erfreulichen Resultat der erhöhten Exportziffer hat vornehmlich die Mode der Braceletuhren beigetragen und es ist anzunehmen, daß diese Mode und die damit zusammenhängende günstige Geschäftslage der Uhrenindustrie anhalten wird. Im fernern ist die Vermehrung des Exportes auf die immer stärkere Konzentration der Uhrenindustrie zurückzuführen, die einen direkten Verkehr mit den Kunden ermöglicht, was früher nicht möglich war. Es dürfte sicherlich interessieren, in welchen Ländern die schweizerische Uhrenindustrie ihre hauptsächlichsten Absatzgebiete hat. Wir lassen daher hier eine kleine Zusammenstellung folgen. An erster Stelle steht seit Jahren und auch 1912 wieder Deutschland mit 31,586,548 Franken. Ihm folgen Großbritannien mit 24,697,374, Oesterreich-Ungarn mit 17,136,781, Italien mit 12,097,817, Rußland 6,428,269, Argentinien mit 6,268,676, die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 3,144,387 und Frankreich mit 3,641,946 Franken.

Wie sich die schweizerische Uhrenindustrie im Laufe der Jahre entwickelt hat, geht unter anderem auch aus der Anzahl der erstellten Uhrwerke hervor, die darlegt, daß heute in der Schweiz in jeder Sekunde eine Uhr oder in der Stunde 3600 Uhren fertiggestellt werden. Statistisch berechnet wurden im Jahre 1891 = 4,347,316 Uhren und Uhrwerke fabriziert und 1912 = 15,049,115. In welchem Umfang speziell der Kanton Bern an der vorerwähnten Uhrenproduktion beteiligt ist, zeigt ein Blick auf die Zahl der von den schweizerischen Kontrollbureaux abgestempelten Gold- und Silberuhrenschalen. Diese betrug 1912 = 3,811,915, wovon auf die Bureaux von Biel, Delsberg, Noirmont, Bruntrut, St. Zimmer und Tramelan 1,990,528 Stück oder 52,3% der Gesamtproduktion der Schweiz entfielen.

Schließlich sei noch einer Einrichtung Erwähnung getan, der die Uhrenindustrie eine wesentliche Förderung verdankt, nämlich der Uhrenmacherschulen, in welchen Arbeiter und Uhrentechniker herangebildet und für die spätere Lebensaufgabe gefestigt werden. Solche Uhrenmacherschulen bestehen in Genf (seit 1824), Chaux-de-Fonds (1865), Yverdon (1868), St. Zimmer (1866), Biel (1873), ferner in Bruntrut, Fleurier und Solothurn. Verschiedene dieser Schulen haben kunstgewerbliche Abteilungen, die ihre Schüler für den Graveurberuf heranzubilden; so Genf, Chaux-de-Fonds und Yverdon. Den Uhrenmacherschulen und der Uhrenindustrie dienen in Genf und Neuenburg Sternwarten, um durch regelmäßige Mitteilung der genauen Tageszeit die sogenannte „Feinstellung“ der Uhren zu ermöglichen. (In neuerer Zeit erhalten sie die Zeit



Blick in das Atelier der Uhrenmacherschule in Biel.

direkt auf dem Telefunkenwege vom Eiffelturm in Paris mitgeteilt. Mit gleicher Stelle steht auch das hiesige Uhrengeschäft W. Türler in drahtloser Verbindung und erhält täglich um die Mittagszeit die astronomisch genauen Zeitsignale.)

Auch die guten bürgerlichen Uhren (montres civiles) können an den uhrentechnischen Schulen von Biel, Chaux-de-Fonds, Yverdon und St. Zimmer einer Beobachtungskontrolle unterstellt werden. Zweifelsohne haben diese Schulen der gesamten Industrie durch eine bessere Ausbildung des Arbeiterpersonals, als dies in den hausindustriellen Ateliers ehemals der Fall war, einen großen Dienst erwiesen. Neuere Volkswirtschaftler aber behaupten, daß sie neben den genannten Vorzügen die Nachteile hätten, den Keim zur Verpflanzung der Uhrenindustrie in andere Länder groß gezogen zu haben, indem sie seiner Zeit fremdländische Schüler angenommen und ausgebildet hätten. Tatsache ist, daß zum Beispiel die Vereinigten Staaten von Amerika längst eigene große Uhrenfabriken besitzen, die beständig versuchen, schweizerische Uhrenmacher über das Meer zu ziehen. Daraus darf aber wieder weiter abgeleitet werden, daß junge, intelligente Leute, die die Uhrenmacherei gründlich erlernen, eine ebenso gesicherte Zukunft haben, als in irgend einem andern technischen Berufe. Nur wäre es wirklich schade, wenn der Schweiz, die heute noch das Hauptzentrum in der Fabrication von Taschenuhren ist, für die Zukunft eine ernstliche Gefahr durch seine eigenen Schüler erwachsen würde.

E. Schr.

„Die Frau und der Sozialismus.“

III.

Die Prostitution ist unausrottbar, weil sie mit den gesellschaftlichen Einrichtungen zusammenhängt. Sie ist eine notwendige Einrichtung für die bürgerliche Gesellschaft, notwendig, wie Polizei, stehendes Heer, Kirche, Unternehmerschaft. Erst mit der Beseitigung der heutigen kapitalistischen Gesellschaftsordnung wird dieses Krebsübel der Menschheit verschwinden. — So schreibt Bebel. Er begründet die Behauptungen mit einem weitfichtigen Tatsachenmaterial. Wir können seine Gedankengänge nur andeuten: Durch den Industrialismus wird das Volk proletarisiert, der Kleinbetrieb

wird durch den Großbetrieb aufgesogen, die Städte wachsen stetig, wie Niesenpolypen strecken sie ihre Arme nach der Landbevölkerung aus. Dies kraft der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die auf dem Prinzip des freien Spieles der Kräfte, des *laissez faire et laissez aller*, beruht. Der Stärkere verschlingt den Schwächeren. Nach Darwin müßte dieser Kampf ums Dasein eine Emporbildung der Menschenseife bedingen. Nein, die Wirtschaftsentwicklung hat andere Voraussetzungen als die Natur, hält Bebel dem Darwinianer Häckel entgegen. „Die blinde Herrschaft der rohen Kraft erhebt

weder den Besten, noch den Geschicktesten, noch den Tüchtigsten auf die gesellschaftliche Höhe; oft aber den Geriebensten und Verdorbensten; sie setzt diesen in die Lage, die Daseins- und Entwicklungsbedingungen für seine Nachkommen zu den angenehmsten zu machen, ohne daß diese einen Finger zu krümmen brauchen.“



Rob. Wach,

Regisseur und Charakterspieler am Berner Stadttheater.

Zu den Schwächern, die unterdrückt und zu wirtschaftlich Abhängigen gemacht werden, gehört in erster Linie das weibliche Geschlecht. Nachdem der Industrialismus den Kleinbetrieb verschlungen, in dem die Frau als Erwerbende gleichwertig neben dem Manne gestanden, hat er die Familie auseinandergeprengt:

Der Mann mußte in die Fabrik, die Frau

folgte ihm nach, weil sonst die Kinder hätten hungern müssen. Die Frauenarbeit bot dem Fabrikant eine wirksame Konkurrenzwaffe gegen die Lohnansprüche der Männer. Eine Frau näht ein Duzend Barchenthemden für Mk. 1.20; sie ist fügsamer, geduldiger und genügsamer als der Mann; sie widersteht der Organisation, sie ist unpolitisch, weil sie durch den Mutterberuf ans Haus und an die Familie gefesselt ist, mehr als der Mann. Dann hat sie vor der Verzweiflung noch ein Auskunftsmitglied, das der Mann nicht kennt, die Prostitution. Die Zahl der Prostituierten Deutschlands dürfte sich auf 200 000 belaufen. In Großstädten wie Paris, London, Wien zählen sie nach Zehntausenden. Was diese Zahlen besagen, läßt sich nicht beschreiben. Wie viel Not, Kinderelend, Krankheitsqualen und moralische Verworfenheit damit verbunden sind, davon haben wir nur eine blasser Ahnung.

Unter 5000 Prostituierten fand Parut-Duchatel 1440, die aus Mangel und Elend ins Laster versunken, 1250 waren eltern- und mittellos, 80 mußten ihre armen Eltern ernähren, die übrigen waren von Studenten, Offizieren, von Liebhabern Verführte. Die Not ist die breiteste Straße zum Laster. Dazu kommt die Verführung zum Luxus durch den kapitalistisch organisierten Handel, dessen gleißende Kaufauslagen den Leuten auf die Gassen nachlaufen und nicht nur den Ungebildeten und moralisch Schwachen, sondern auch den gebildeten und gefestigten Menschen immer neue Lebensbedürfnisse aufzwingen. Luxus aber bedeutet moralische Degeneration; Luxus in dem Sinne aufgefaßt, wenn ein Mensch nach mehr äußerlichen Lebensgütern strebt, als ihm unter Seinesgleichen im Verhältnis zukommen sollte.

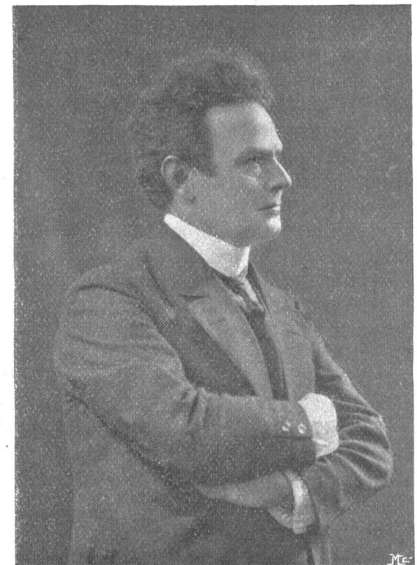
Der heutige Staat schützt die Verführung zur Prostitution, indem er die Freudenhäuser unter seine Kontrolle nimmt, also gleichsam offiziell diese Einrichtung als notwendig anerkennt. Das Kapital bedient sich der Prostitution zur Erreichung seines Zweckes. Non olet — dieses Geld stinkt nicht. Das Bordellwesen hat sich in den Großstädten zum Großbetrieb ausgewachsen mit Einkaufspersonal (Mädchenhändler), mit Aktien und Dividenden. „Non olet“ sagt auch das Alkoholkapital, das der treue Helfershelfer, der Bruder des Lasterkapitals ist (Animierkneipen, Bars).

* * *

„Es muß ein Gesellschaftszustand zu begründen versucht werden, in dem die volle Gleichberechtigung aller ohne Unterschied des Geschlechts zur Geltung kommt...“ „Die Frau soll wie der Mann nützlich und gleichberechtigtes Glied der Gesellschaft werden, sie soll, wie der Mann alle ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten voll entwickeln können, und indem sie ihre

Pflichten erfüllt, auch ihre Rechte beanspruchen können. Dem Manne als Freie und Gleiche gegenüberstehend, ist sie vor unwürdigen Zumutungen gesichert.“

Die Einwände gegen diese Forderungen sind Vorurteile. „Die Frau gehört ins Haus“: Es wird eine Zeit kommen, da die Hausgeschäfte, die heute den Tag und



Willy Schrader.

Regisseur und Heldenvater am Berner Stadttheater.

die Kraft der Hausfrau verschlingen, von Maschinen oder von zentralen Instituten aus besorgt werden: das Kochen, das Waschen, das Reinigen, das Nähen und das Stricken. — „Die Frau ist körperlich und geistig inferior“: Sie ist es geworden durch die jahrtausendlange Unterdrückung. Sie ist ein gleichwertiger Teil des Menschenpaares. „Auch der genialste Mensch wurde von einer Mutter geboren, der er oft das Beste, was er besitzt, verdankt, mit welchem Recht will man also der Frau die Gleichberechtigung mit dem Manne versagen?“ „Das weibliche Gehirn ist kleiner“: Ja, es ist durchschnittlich 100 Gramm leichter, als das männliche, es ist durchschnittlich 1250 Gramm schwer. Das Gehirn des Professors Bichhoff, der einer der eifrigsten Verfechter der Inferioritätstheorie war, wog 1245 Gramm, das Gambettas 1180 Gramm. Im Vergleich zum Durchschnittsgewicht des ganzen Menschen hat der Mann 25 bis 51 Gramm weniger Gehirn als die Frau. — Das Frauenstudium macht rasche Fortschritte. In der Zulassung der Frau zur Universität ging die Schweiz mit dem guten Beispiel voran.

Sie geht mit gutem Beispiel auch in der rechtlichen Besserstellung der Frau voran. Das neue Zivilgesetz stellt vieles richtig, was Bebel in seinem Buche als Unrecht an der Frau darstellen muß. Wir können kurz darüber hinweggehen. Olympe de Gouges, die Frauenrechtlerin der französischen Revolution, faßte das „Frauenrecht“, das sie dem Droit de l'homme, den Menschenrechten des Konventes von 1793 gegenüberstellte, in diesen kurzen Satz: „Hat die Frau das Recht, das Schafott zu besteigen, so muß sie auch das Recht haben, die Tribüne zu besteigen.“ Die Pariser Frauen boten dem Konvent die bewaffneten Arme an gegen das heranrückende Europa. Der radikale Chamette wies sie zurück: „Seit wann ist es den Frauen gestattet, ihr Geschlecht abzuschwören und sich zu Männern zu machen? ... Die Natur hat zu dem Manne gesagt: Sei Mann! Das Wettrennen, die Jagd, der Ackerbau, die Politik und die Anstrengungen aller Art sind dein Vorrecht! Sie hat zu dem Weibe gesagt: Sei Weib! Die Sorge für deine Kinder, die Details des Haushaltes, die süße Unruhe der Mutterschaft, das sind deine Arbeiten!“ ... Dazu sagt Bebel: „Die Anstrengungen der Jagd und des Wettrennens sind keine „Anstrengungen“, sondern ein Vergnügen der Männer. Die Politik aber hat nur für die Gefahren,

die gegen den Strom schwimmen, im Uebrigen bietet sie wenigstens ebensoviel Vergnügen als Anstrengung. Es ist der Egoismus des Mannes, der aus dieser Rede spricht."

Die Frauen sollen wählen und gewählt werden, sie sollen abstimmen. Sie werden auch richtig wählen, sie werden in erster Linie die Sozialgesetzgebung fördern: die Gesetze zur Verkürzung der Arbeitszeit, gegen Nacht-, Sonntags-, Kinderarbeit; für Schutzmaßregeln in Fabriken; für Versicherung gegen Unfall, Arbeitslosigkeit, Krankheit; gegen Verführung,

gegen den Alkohol, für Erziehung und Schulung. Die politische Bildung, die die Frauen noch nicht haben — was man bei einem Stallknecht voraussetzt, spricht man einer Frau mit dem juristischen Dokortitel ab — diese werden sie durch die politische Schulung mit dem Manne erlangen.

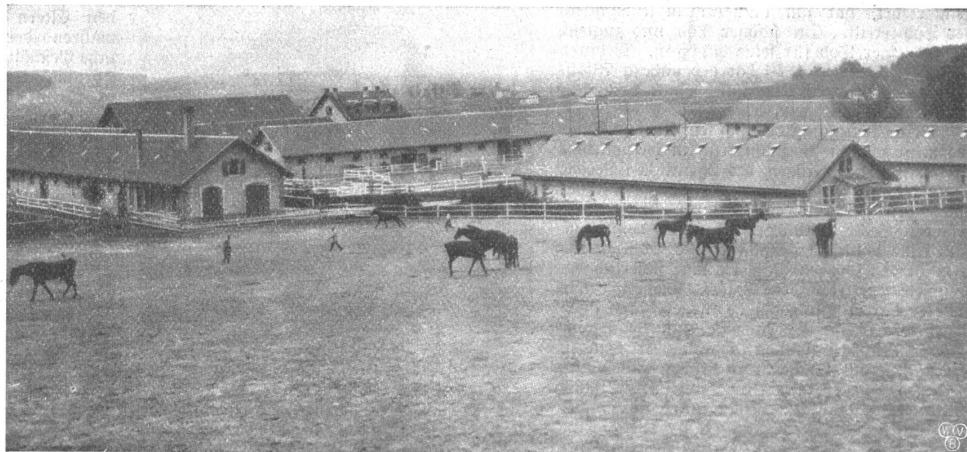
Das Frauenstimmrecht gewinnt täglich an Boden. In Nordamerika, in Norwegen, in Finnland, hat es sich bewährt. Sich dagegen stemmen, heißt dem Rad der Zeit in die Speichen greifen wollen. (Schluß folgt.)

Das eidgenössische Remonten-Akklimations-Depot im Sand bei Schönbühl.

Wie bekannt sein dürfte, kauft die Schweiz jährlich zirka 1000 4 bis 4 1/2-jährige Remonten im Ausland, Irland und Deutschland. Diese Pferde kommen beim Ausladen in die Filiale des Kavallerie-Remonten-Depots im Sand, um dort die Akklimationsperiode durchzumachen. Erst wenn sie wieder im Vollbesitz ihrer Kräfte sind, werden sie nach Bern geschickt und hier in Arbeit genommen. Die Akklimationsperiode dauert für die Pferde sehr verschieden; einige erholen sich rasch, andere brauchen viel Zeit, bis sie soweit sind, um ohne Schaden in Dressur genommen zu werden. Es gilt hier in weitgehendem Maße zu individualisieren, jedes einzelne Pferd genau in der Nahrung zu beobachten und richtig zu erkennen, welches arbeiten darf und welches noch zurückbehalten werden muß. Die Irländer, die in ihrer Heimat keinen Hafer bekommen und eine sehr penible Reise zu machen haben, sind oft bei der Ankunft im Sand recht leer und erschöpft. Die deutschen Remonten leiden im Durchschnitt weniger, weil sie eine viel kürzere, leichtere Reise hinter sich haben.

In jedem Fall handelt es sich darum, der ganzen Pferdegemeinschaft wieder zu Fleisch und Muskeln zu verhelfen, was durch gute Ernährung und viel Bewegung an freier Luft erreicht wird, bevor man sie die eigentliche Dressur antreten läßt, das heißt in die „Remonten-Kurse“ und später in die Rekrutenschule abgibt.

Es handelt sich also, wie man sieht, um eine kurze



Das eidgenössische Remonten-Akklimations-Depot im Sand bei Schönbühl.

Dressurperiode, und es hat sich erwiesen, daß das Pferd, wenn es später beim Mann sorgfältig und vernünftig behandelt wird, wenn es ferner eine zuträgliche Kost erhält, die Vorteile eines guten Stalles genießt, lange kriegstüchtig bleibt.

Im Sand ist Platz für etwa 500 Pferde. Es handelt sich im Depot natürlich um Pferde von verschiedenem Modell. Die Differenzen kann man nicht nur zwischen Irländern und deutschen Pferden beobachten, sondern auch innerhalb jeder einzelnen Klasse, da die Remonten nicht alle in dem gleichen Zuchtzentrum gezogen worden sind. Die deutschen Remonten zum Beispiel kommen zum Teil aus Hannover, zum Teil aus Holstein oder Mecklenburg. Im allgemeinen ist die irländische Remonte kleiner und gedrungenere als die deutsche; sie zeigt oft weniger Traktion, besonders beim Vorführen, als die deutsche, dagegen sind ihr Galoppier- und Springvermögen überall bekannt.



Berner Wochenchronik



Kanton Bern.

Montag nachmittags trat der Große Rat zur ordentlichen Herbstsession zusammen. Nach Vereinigung der Traktandenliste, wobei verschiedene Geschäfte auf eine spätere Session verschoben wurden, gelangen zunächst eine Anzahl Direktionsgeschäfte zur Behandlung, die alle nach Antrag der Regierung ihre Erledigung finden.

Gutgeheißen wurde auch der beantragte Ankauf des ersten Abgusses vom Relief der Berneralpen des Herrn Ingenieur Simon zum Preise von 80,000 Franken. Das hervorragende Kunstwerk soll auf die Eröffnung der Landesausstellung abgeliefert werden. Dann begann der Rat mit der Beratung des Staatsverwal-

tungsberichtes für 1912. Bei der Landwirtschafts-direktion wurde gerügt, daß der Bund jede Subvention an die Arbeiten der Versuchstation für amerikanische Trauben verweigert. Verlangt wird auch eine energichere Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche. Es wurden Motionen eingereicht von Moor betreffend authentische Interpretation des § 14 des Primarschulgesetzes (Verabfolgung der Naturalien an die Lehrerschaft, von Dr. Groß betreffend wirksame Bekämpfung des Brantweingenußes, und von Morgenthaler betreffend den direkten Verkehr der bernischen Gerichtspersonen mit denjenigen der andern Kantone.

Die Regierung hat in einem Dekretentwurf die Besoldungsverhältnisse der Hochschulpfessoren neu geregelt. Bis jetzt waren hierin

noch immer die Hochschulgesetze vom Jahre 1834 maßgebend mit einem Höchstgehalt von Fr. 4500. Dazu kamen dann allerdings noch die Kollegien-gelder. Nach dem Dekret fallen von diesen letztern in Zukunft 20 Prozent in die Staatskasse, wo-gegen die Besoldung der ordentlichen Professoren erheblich erhöht wird. Der Minimalgehalt be-trägt Fr. 5500 und der Maximalgehalt, der in 12 Jahren erreicht wird, Fr. 7000. Die Besol-dungen der außerordentlichen Professoren besteht aus einem Grundgehalt von Fr. 2500 und den Kollegiengeldern. Die Privatdozenten erhalten Fr. 600, der Rektor eine Jahresentschädigung von Fr. 800 und der Sekretär des Rektorates Fr. 1500. Die daraus resultierenden Mehraus-gaben des Staates werden sich auf Fr. 53,000 per Jahr belaufen.